



SEIT 1986 IST JOHANN A. SCHÜLEIN PROFESSOR FÜR SOZIOLOGIE AN DER WIRTSCHAFTSUNIVERSITÄT WIEN.

ALS EIN WERKSTATT-UNTERSTÜTZER DER ERSTEN STUNDE (DAMALS NOCH IN GIESSEN) IST ER VIELEN SICHER NOCH BEKANNT DURCH SEINE BÜCHER: "DAS GESELLSCHAFTSBILD DER FREUDSCHEN THEORIE" (1975), „SELBSTBETROFFENHEIT" (1977) UND "MONSTER ODER FREIRAUM?" (1979).

ALS WEITERER TEILNEHMER DER VERNETZUNG "POLITISCHER PSYCHOLOGIE IN OSTERREICH" VERSUCHT ER IN SEINER ARBEIT EINE STANDORTBESTIMMUNG DER „ANALYTISCHEN SOZIALPSYCHOLOGIE"

ZUM „SCHICKSAL“ DER ANALYTISCHEN SOZIALPSYCHOLOGIE

JOHANN AUGUST SCHÜLEIN

Die Geschichte der Analytischen Sozialpsychologie ist, pointiert gesagt, die eines permanenten Scheiterns. Es sind viele Anläufe unternommen worden, ohne daß es je zu einer kontinuierlichen Entwicklung oder auch nur zu einer Fortführung der Diskussionen geführt hätte. In gewisser Hinsicht hat die Analytische Sozialpsychologie daher etwas von einem Einhorn an sich: Es gibt immer wieder Vermutungen, daß es sie gäbe, aber wirklich gefunden hat sie noch niemand.

Wie ist dies möglich? Am Anfang schien es sich bei der Verbindung von tiefenpsychologischen und sozialen Perspektiven um eine sich geradezu aufdrängende Aufgabe zu handeln. Freud selbst hat die Psychoanalyse zwar als Individualpsychologie begründet und formuliert, sie jedoch nicht als bloße Individualpsychologie verstanden. In der Einleitung zu „Massenpsychoanalyse“ steht das bekannte Zitat, in dem er feststellt, daß sie immer schon auch Sozialpsychologie gewesen sei und gar nichts anderes sein könne: „Der Gegensatz von Individual- und Sozial- oder Massenpsychologie, der uns auf den ersten Blick als sehr bedeutsam erscheinen mag, verliert bei eingehender Betrachtung sehr viel von seiner Schärfe. Die Individualpsychologie ist zwar auf den einzelnen Menschen eingestellt und verfolgt, auf welchen Wegen derselbe die Befriedigung seiner Triebregungen zu erreichen sucht, allein sie kommt dabei nur selten, unter bestimmten Ausnahmsbedingungen, in die Lage, von den Beziehungen dieses einzelnen zu anderen Individuen abzusehen. Im Seelenleben des einzelnen kommt ganz regelmäßig der andere als Vorbild, als Objekt, als Helfer und als Gegner in Betracht und die Individualpsychologie ist daher von Anfang an auch gleichzeitig Sozialpsychologie in diesem erweiterten aber durchaus berechtigten Sinne.“ (GW XIII, 72)

Dies ist ein relativ speziell gefaßtes, aber sehr deutliches Votum für ein interaktives Verständnis auch psychischer Realität. Dieses interaktive Verständnis psychischer Realität nutzte er zum Verständnis sozialer Realität, indem er die von ihm gewonnenen Einsichten über Struktur und Dynamik

individualpsychologischen Geschehens auf makroskopische Zusammenhänge übertrug - mit Berücksichtigung der Differenzen, aber unter Beibehaltung der psychodynamischen Perspektive. - Dieses Prinzip der psychoanalytischen Interpretation sozialer Sachverhalte erschien ihm so evident (und so ergiebig), daß er von der „kulturellen Sexualmoral“ bis zum „Mann Moses“ - meist unter dem Titel „Kulturtheorie“ - sich mit Themen beschäftigte, die sozial-psychologisch zu verstehen sind. - Dieses sozialpsychologische Oeuvre hat sich jedoch als schwer verdaulich erwiesen. Es enthält eine Fülle von Anregungen und Einsichten, aber es ist zugleich methodisch wie theoretisch problematisch. Das liegt nicht zuletzt daran, daß sich Freud buchstäblich amateurhaft mit Sozialpsychologie beschäftigte. Ein „Amateur“ ist jemand, der sich engagiert und kenntnisreich Themen zuwendet, dem jedoch die professionellen Mittel für diese Beschäftigung fehlen. Damit ist zwangsläufig das Risiko mangelnder Kontrolle und Disziplin der Aussagen verbunden (was allerdings nicht heißt, daß „professionelle“ Analysen notwendig besser bzw. fehlerfrei wären!). Dieses Manko ist natürlich nicht als persönliches Defizit zu verstehen. Es stand im Grunde nichts anderes zur Verfügung. Sein eigener Ausbildungshorizont enthielt wenig Anregungen für die notwendigen Vermittlungsleistungen der Psychologie, die zeitgenössische Soziologie war fern und ebenfalls erst in Anfängen vorhanden und der Soziologie seiner Zeit war nicht viel zu entnehmen. Außerdem war die volle methodische wie theoretische Konsequenz der Psychoanalyse noch nicht erkennbar und also auch nicht reflektierbar.

Freuds Sozialpsychologie war also ein Anfang, der Beginn eines schwierigen Weges voller Probleme und Tücken, die bis heute nicht bewältigt sind. Sie enthielt wichtige Perspektiven, aber in verstellter, unterentwickelter, verzerrter Form. Freud bediente sich eben der Ausdrucksmöglichkeiten, die ihm zur Verfügung standen (bzw. zur Verfügung gestellt wurden). Das mußte im Ergebnis zu Formulierungen und Denkweisen führen, die durch ihr Changieren, ihren exzentrischen Charakter, ihre Mischung aus Reflexion und Spekulation irritierten und polarisierten. Für viele der externen Beobachter waren Freuds kulturtheoretische Überlegungen nicht nachvollziehbar und verstärkten die Skepsis gegenüber der Psychoanalyse. Aber auch innerhalb der psychoanalytischen Bewegung lösten sie kein großes Echo aus. Die meisten Analytiker bereits der zweiten und erst recht der nächsten Generation konzentrierten sich auf die klinische Seite der Psychoanalyse und ließen Freuds allgemeinspsychologische und sozial-

psychologische Ambitionen auf sich beruhen. Eine kleine „rechtsfreudianische“ Gruppe nahm seine ontologisch angelegten Vorstellungen sozusagen wörtlich und versuchte beispielsweise (wie Röhheim) die Universalität des Ödipuskomplexes empirisch nachzuweisen oder dogmatisierte (wie Glover) die Verbindung von Todestrieb und Krieg. Eine kaum größere „linksfreudianische“ Gruppe sah die Aporien von Freuds Ansätzen schärfer und versuchte, die sozialpsychologischen Perspektiven der Psychoanalyse vor allem mit Hilfe der Marx'schen Theorie zu entwickeln.

Das Schicksal dieser Debatte ist bekannt. Die „Freudo-Marxisten“ gerieten zwischen die Fronten: Die sich als klinische Institution konsolidierende Psychoanalyse tendierte dazu, sie auszugrenzen. Waelder etwa konstatierte, es handle sich bei Texten dieser Art um Politik, nicht um Psychoanalyse. Und auch der parteioffizielle Marxismus konnte mit der Psychoanalyse nichts anfangen und erteilte der „Woge bürgerlicher Reaktion und Dekadenz“, als die sich die „freudistischen Abweichungen“ darstellten, die „gebührende Abfuhr“ (Stoljarov). - Damit war der Diskurs marginalisiert. Das übrige besorgten die historischen Umstände.

„Überlebt“ als Theorie hat die Analytische Sozialpsychologie die danach folgenden Turbulenzen vor allem in Form der Aktivitäten im Umfeld der „Kritischen Theorie“. Obwohl recht bald untereinander zerstritten und sehr verschiedene Wege gehend, haben Autoren wie Fromm, Adorno, Marcuse und die von ihnen angeregten Diskussionen von Riesman bis Mitscherlich sozusagen in singulären Aktivitäten am Projekt einer Analytischen Sozialpsychologie festgehalten - allerdings ohne daß daraus eine systematische, in der Psychoanalyse und/oder Soziologie verankerte theoretische und methodische Auseinandersetzung entstanden wäre. Dies lag einerseits daran, daß die „Nachfrage“ eher gering war, aber auch daran, daß viele dieser singulären Entwürfe psychoanalytische Vorstellungen in sehr spezielle theoretische Zusammenhänge stellten, die den Zugang erschwerten (wie etwa Adornos ebenso komplizierte wie eigenwillige Mischung aus Kritik und Festhalten an Freudscher Orthodoxie). - Genauso erratisch steht in der Entwicklung der Soziologie der einzige ernsthafte Versuch ihrer theoretischen Integration, der von Talcott Parsons unternommen wurde. Fast alles, was Parsons vorschlug, sorgte für breites Echo - sein Versuch, Psychoanalyse in eine strukturfunktionalistische Gesellschaftstheorie einzubauen, blieb ohne jede Resonanz. Für Psychoanalytiker waren seine Vorstellungen vermutlich zu abstrakt, während Soziologen ohnehin mit dem „Persönlichkeitssystem“

Schwierigkeiten hatten und nur ungern das Integrationsprinzip in solchem Ausmaß an eine psychische Instanz - das Über-Ich - binden wollten.

Auch die Neuauflage der „freudo-marxistischen“ Debatte in den späten sechziger Jahren verpuffte letztlich wirkungslos. Hier waren die meisten Exponenten Theoretiker der Studentenrevolte (bzw. aus ihrem Umfeld), einer Bewegung, die nach einer Phase, in der sich strukturelle Revolutionen im Gesellschaftsaufbau unter einer mehr und mehr erstickenden Decke politischen Autoritarismus und zunehmend veralternder Normen vollzog, Modernisierung und politische Emanzipation einklagte. Ihre Kritik des status quo bezog viele Anregungen aus der Psychoanalyse. Zwar fand die Auseinandersetzung insgesamt auf höherem Niveau als in den Zwanziger Jahren statt. Aber sie verlief hektisch und war zu sehr in die politisch-strategischen Auseinandersetzungen der Zeit eingebettet, um sich thematisch hinreichend emanzipieren zu können. Auch war der Kontakt zur Psychoanalyse bei manchen Autoren nur flüchtig und viele Vorstellungen (deshalb) abstrakt-idealistischer Art. Beides führte dazu, daß die Psychoanalyse auf diese Art der Zu-Neigung eher verängstigt und abgrenzend reagierte und ihrerseits wenig Bereitschaft und Fähigkeit zeigte, dieses plötzliche Interesse aufzugreifen und produktiv zu beeinflussen - falls diese Möglichkeit überhaupt bestand.

Seitdem ist es wieder relativ still geworden um die Analytische Sozialpsychologie. Das Ende der Kritischen Theorie und der Studentenrevolte hat sie als Diskurs nicht überlebt. Im Gegenteil: Die kurzzeitige Prävalenz der Freud/Marx-Diskussionen hatte einen Bumerang-Effekt. Die verschreckte Zunft rächte sich auf ihre Art - innerhalb der Soziologie ist die Psychoanalyse genau wie der Marxismus seit den Jahren 1968ff so gut wie tabuisiert. Zumindest sollte man jedem, der Karriere machen will, abraten, sich mit ihr zu beschäftigen. Wieder sind wenige Psychoanalytiker (genauer gesagt: Randfiguren der psychoanalytischen Szene), die sich für die Entwicklung der Analytischen Sozialpsychologie interessieren, weitgehend unter sich.

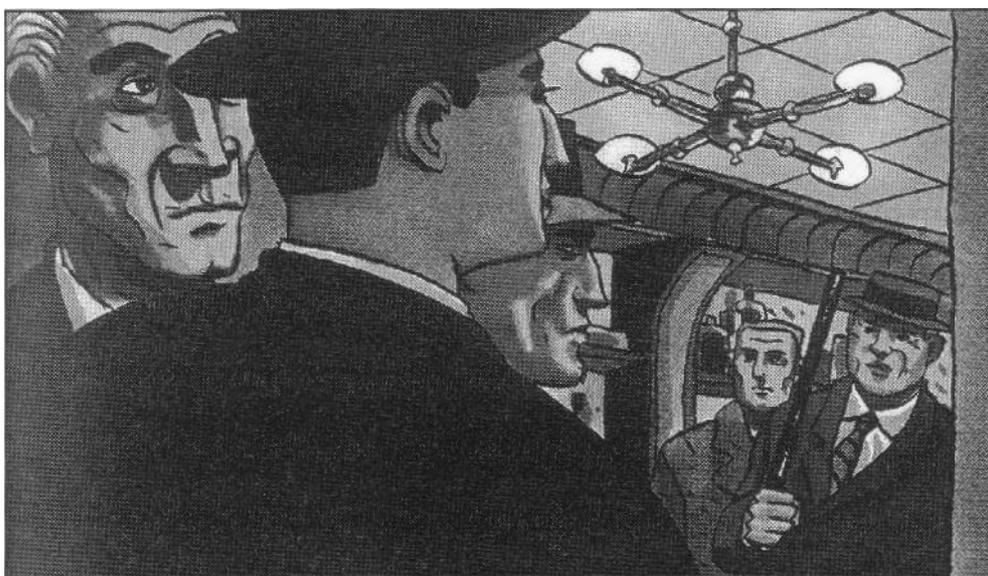
Die Geschichte der Analytischen Sozialpsychologie stellt sich dar als eine Abfolge von immer wieder gescheiterten, steckengebliebenen, erratischen, von themenfremden Einflüssen überlagerten Versuchen und Auseinandersetzungen. - Sollte man daraus die Konsequenz ziehen, daß das ganze Projekt sinnlos ist? Das hätte zwar eine erhebliche Vereinfachung und „Frontbegradigung“ zur Folge, wäre jedoch mit Sicherheit ein

fataler Schluß. Schwierigkeiten sind kein Kriterium für die Relevanz einer Arbeit. Wenn es stimmt, daß unbewußte Prozesse für die Identitätsbalance, das Handeln und Denken von Subjekten von zentraler Bedeutung sind und wenn stimmt, daß gesellschaftliche Realität in ihre Eigenkomplexität immer auch die direkten und indirekten Probleme/Ausdrucksformen/Folgen der Identität der Akteure aufnimmt und bearbeitet, dann ist die Dialektik - die wechselseitige Konstitution und Selektion - von Sozialstruktur und Biografie nach wie vor ein wichtiges, ein zentrales Thema für eine Theorie gesellschaftlicher Entwicklung. Und „schwierig“ heißt nicht „aussichtslos“. Auch wenn es bisher nicht gelungen ist, die Analytische Sozialpsychologie so zu entwickeln, daß sie eine stabile Basis, klare Perspektiven und einen funktionierenden Diskurs hervorbringen konnte, zeigt doch eine Fülle von Texten - von Fromms „Christusdogma“ über die „Studies in Prejudice“ bis zu Mitscherlichs „Vaterloser Gesellschaft“ und Lorenzers „Kulturanalysen“ -, daß die Verbindung von Psychoanalyse und Soziologie produktive Erkenntnisse ermöglicht.

Es ist daher sinnvoller, einen anderen Problemzugang zu suchen. Wenn so viele bemerkenswerte Theoretiker sich so lange mehr oder weniger vergeblich um eine Fundierung und Stabilisierung eines Diskurses bemühen, dann muß man möglicherweise daraus den Schluß ziehen, daß dieses Projekt an Grenzen der Bewältigung stößt, das Ziel vielleicht gar nicht erreichbar ist, auch wenn der Weg dorthin gegangen werden muß. Dann empfiehlt sich jedoch eine genauere Auseinandersetzung mit den Schwierigkeiten selbst, die ein solches Projekt belasten.

Zunächst ist hier naturgemäß an die Verständigungsprobleme zwischen Psychoanalyse und Soziologie zu denken. Generell ist Interdisziplinarität ein Problem, weil und wo sie mit Grenzüberschreitungen, mit Konfrontationen und Irritationen verbunden ist. Hier kommt jedoch noch mehr ins Spiel. Der Diskurs ist besonders schwierig, weil die theoretischen Ziele und Strategien sich zwar gleichen - beiden geht es um Sinnzusammenhänge empirischen Geschehens -, aber entgegengesetzt ausgerichtet sind. Ein bißchen ähnelt dies Schwierigkeiten von Hund und Katze, für die dasselbe Signal - Schwanzwedeln - angeblich völlig konträre Bedeutungen hat. Der selbe Sachverhalt wird von beiden Wissenschaften völlig anders methodisch angegangen und theoretisch aufbereitet. Wo die Soziologie als Hauptmodus die Abstraktion von subjektiven Intentionen und Handlungen verwendet, um Strukturprobleme gesellschaftlicher Art anzuvisieren (d.h. sie

soziologisiert auch psychisches Geschehen), nutzt die Psychoanalyse bei allem Geschehen die ihm subjektiv zugewiesene Bedeutung als Zugang zur biografischen Idiosynkrasie (d.h. sie psychologisiert radikal soziales Geschehen). Allein dadurch ergeben sich methodische und theoretische Kontaktprobleme in Hülle und Fülle, aber auch Möglichkeiten interaktiver Konflikte; vor allem, wenn die Basisstrategien des jeweils anderen Paradigmas im Kontext des eigenen als Ausdruck latenter Funktionen interpretiert werden kann bzw. wird: Psychologisierung als gesellschaftliche Ideologie, gesellschaftstheoretische Interpretation als Abwehr.



Aber selbst dies wäre noch kein hinreichender Grund für ein Scheitern des Kontakts. Schließlich besteht die Möglichkeit, die jeweiligen Strategien in einem weiteren Schritt neu zu kontextualisieren, d.h. sie in einem gezielt auf Vermittlung angelegten Rahmen verwenden, der Soziologie auf Themen der Psychoanalyse und Psychoanalyse auf Perspektiven der Soziologie einstellt. Und auch Konflikte sind nicht unlösbar. Der Teufel steckt hier allerdings im Detail. Und er steckt auch deswegen im Detail, weil es nicht nur um Methoden- und Theoriefragen geht: Eine weitere, wichtige Ursache sind Institutionalisierungsprobleme und -folgen, auf die ich etwas näher eingehen möchte (wobei ich mich auf einige - grob skizzierte - Aspekte beschränke, die sich aus Bedingungen und Folgen der Institutionalisierung eines solchen Diskurses ergeben).

Was Psychoanalyse und Soziologie gemeinsam haben, ist, daß sie eine Institutionalisierung einer Art von Theorie (und Praxis) darstellen, die sich mit „autopoietischen“ Prozessen beschäftigen. Zugleich sind sie selbstreflexiv, d.h. Subjekt und Objekt überschneiden sich. Die beiden Merkmale haben weitreichende Konsequenzen. Zunächst: Autopoietisch heißt, daß es sich um ein Thema handelt, welches nicht konstant und eindeutig, sondern dynamisch und heterogen ist. Das bedeutet auch: eigen-willig, sich selbst über eine emergente Binnenstruktur und offenen Austausch mit dem Kontext auf unvorhersehbare Weise entwickelnd. Die daraus resultierende Realität ist theoretisch nicht in eindeutigen Algorithmen festzuhalten, die denotativ ihren Gegenstand auf eine stabile Logik reduzieren. Sie bedarf eines konnotativen Symbolsystems, welches Bestimmungen und Verbindungen offen hält und imstande ist, den (widersprüchlichen) Bewegungen des Gegenstands zu folgen. Konnotative Theorien haben zwei systematische Probleme: Sie können ihren Gegenstand nie vollständig und definitiv „fassen“, sondern sich immer nur asymptotisch, vorläufig und partiell annähern und: es gibt sie nicht im Singular, sondern im Plural. Keine Theorie kann alle Aspekte eines autopoietischen Prozesses erfassen; er ist unvermeidlich auf multiple Weise thematisierbar, d.h. es gibt immer die Möglichkeit verschiedener Theorien. Mutatis mutandis gilt dies auch für die Praxis: auch hier kann weder über die Ziele noch über die Wege, auf denen sie erreicht werden können oder sollen, definitive Klarheit bzw. Eindeutigkeit erreicht werden. Deshalb gibt es nicht eine, sondern viele soziologische Theorien, nicht eine Psychoanalyse, sondern eine Fülle von unterschiedlichen Konzeptualisierungen.

Multiple Thematisierbarkeit und heterogene Praxis sind jedoch für die soziale Institutionalisierung eine schwere Belastung. Institutionalisierung heißt, daß ein Thema sachlich, zeitlich und sozial auf Dauer gestellt wird, was durch Abgrenzung nach außen, Regulierung des Austauschs mit der Umwelt und soziale Strukturbildung nach innen geschieht. Strukturbildung bedeutet, daß Themen definiert, Funktionen zugewiesen, Personal und Publikum selektiert und sozialisiert werden, daß Interaktion und Kommunikation geregelt, Macht, Kontrolle und Legitimation eingespielt werden. Dies alles ist besonders schwierig, wenn das Thema schlecht abgrenzbar ist und seine Interpretation verschieden aussehen kann, wenn die damit verbundene Tätigkeit nicht instrumentalisierbar und nur begrenzt in Routinen überführbar ist. Bildlich gesprochen: flüssige und changierende Themen bleiben auch sozial in unorthodoxer Bewegung.

Dazu kommen die Folgen der Selbstthematization oder, anders gesagt: der Überschneidung von Subjekt und Objekt. Dies bedeutet zunächst, daß die Abgrenzbarkeit nach außen gering ist, weil die Institution unvermeidlich mitthematisiert wird, d.h. die thematischen Reflexionen betreffen auch die eigene Institution. Das kann die Binnenstruktur erheblich belasten (was generell die Balance von pädagogischen, politischen, therapeutischen Institutionen erschwert). Wichtiger ist in diesem Zusammenhang jedoch die (partielle) Identität zwischen der Entwicklungslogik autopoietischer Realität (etwa sozialer oder psychischer Prozesse) und der theoretischen Reflexion: Theorie muß die Möglichkeiten nutzen, die aus (den Problemen) der Realität stammen und ist bzw. wird Teil der thematisierten Realität. Damit besteht zwischen Selbstregulierungen der Realität und den begrifflichen bzw. praktischen Modi der Beschäftigung mit der Realität ein irreduzierbares Austausch- und Beeinflussungsverhältnis: die institutionelle Praxis mischt sich ein und wird ihrerseits beeinflusst von den empirischen Modi, die in der Realität vorherrschen. Die „Emanzipierungsmöglichkeiten“ von Theorie und Praxis sind daher beschränkt, sie bleiben verstrickt in ihren Gegenstand, abhängig von dessen Bewegung und anfällig für von ihm ausgehende Zwänge.

Auch dies färbt ab auf die Binnenstruktur. Die Unsicherheit in bezug auf Themendefinition usw. wird verstärkt durch den Druck von externen Moden und Imperativen und dadurch, daß die relevanten Aspekte, die am Thema untersucht und behandelt werden, auch das Innenleben der Institution beherrschen (können), ohne daß sie dort professionell kontrolliert und neutralisiert werden können. Ideologien gibt es nicht nur in der Gesellschaft, sondern auch in der Soziologie, agiert wird nicht nur vom Alltagsmenschen, sondern auch vom Analytiker als Mitglied von Organisationen. Die Dynamik solcher Prozesse kann wiederum vergleichsweise ungefiltert in Theorie und Praxis durchschlagen - eben in Form von institutionenspezifischen Thematisierungszwängen oder Selbstdefinitionen: wenn etwa die Systemtheorie die zunftspezifische Diskussion beherrscht, besteht ein massiver Sog, sich an ihr zu orientieren und sie zu nutzen, so daß andere Modelle in die Defensive geraten, auch wenn sie sachangemessener sind.

Kurz: Die institutionelle Balance ist bei Institutionen dieser Art instabil und gefährdet. Es sind daher neben den chronischen - letztlich unlösbaren - Problemen des Gegenstandsbezugs auch institutionelle Schwierigkeiten, eine sichere Basis zu finden, die dazu führen, daß sie sich in einem perma

nennten Schlingerkurs befinden, daß die Krise nicht die Ausnahme, sondern der Normalzustand ist. Da weder die Sache noch die Sozialstruktur sicheren Halt und selbstverständliche Orientierung bieten, steht das Bemühen um hinreichende Stabilität unvermeidlich zwischen komplementären Risiken

- entweder sie lassen zu viel Differenzen und Kontingenz zu (und gefährden damit die institutionelle Identität erst recht),

- oder sie unterdrücken zu viel Differenzen und Kontingenz (und führen zu Isolations-, Reduktions- und Repressionsschäden).

Das heißt aber auch: welche Bewältigungsstrategien auch immer entwickelt werden, sie sind immer belastet und belastend und bedingen u.U. eine zusätzliche Einschränkung oder Verzerrung des Paradigmas.

Interpretiert man die Kontaktprobleme von Psychoanalyse und Soziologie in diesem Zusammenhang, so ist zunächst das Diffusitätsproblem evident - sowohl „die“ Psychoanalyse als auch „die“ Soziologie lösen sich bei näherem Hinsehen auf in eine Fülle von gegensätzlichen und unterschiedlich konzipierten Ansätzen. Ein geordneter Kontakt ist schon deshalb unmöglich: es sind immer nur bestimmte Teilperspektiven bzw. Variationen, die sich aufeinander einstellen, ohne daß jeweils „der Rest“ diesen Kontakt mitmachen oder gar fördern könnte und wollte. Damit exponiert sich ein solcher Außenkontakt unvermeidlich auch intern, weil er noch mehr Heterogenität aufnimmt und den fragilen internen Konsens belastet.

Dabei hatten es die frühen Diskussionen noch „leichter“: Solange Psychoanalyse im wesentlichen das war, was Freud schrieb und sich der Kontakt der Psychoanalyse nicht auf die (zu der Zeit bereits erheblich differenzierten) Soziologie, sondern nur auf die marxistische Theorie bezog, konnte quasi versucht werden, einen Eins-zu-eins-Diskurs zu etablieren. Das stellte eine erhebliche Vereinfachung dar. Aber ganz abgesehen davon, daß diese Bemühungen (wie angedeutet) die institutionellen Toleranzgrenzen bereits überschritten, waren sie naturgemäß auch entsprechend restringiert und erfaßten nur den geringen Ausschnitt an Kontaktmöglichkeiten, der diese doppelte Filterung passieren konnte. Auch die Neuauflage 1968ff nutzte weitgehend diese Reduktion von Komplexität - und litt entsprechend darunter. Und ähnliches gilt überall da, wo Psychoanalyse und Soziologie unter monologischer Perspektive in Kontakt gebracht werden, etwa da, wo sie beide a priori auf eine „kritische“ Perspekti-

ve festgelegt werden und daraus eine quasi natürliche Gemeinsamkeit abgeleitet wird. - Überall da, wo die volle Breite von Kontaktmöglichkeiten zugelassen wird bzw. werden soll, amplifizieren sich die institutionellen Folgeprobleme.

Dies hat seine Entsprechung auf der Rollenebene und betrifft damit auch die Identitätsbalance der Akteure. Die für Institutionen dieser Art typischen Rollen werden nicht als „additive“ Ergänzungen/Erweiterungen der psychosozialen Identität hinzugefügt, sie sind - wegen der genannten Überschneidung - „invasiv“, sie tangieren die Identität. So wie die Ausbildung zum Psychoanalytiker ein nicht-linearer Prozeß ist, der die Identitätsbalance verändert, verlangt die Arbeit als Soziologe eine systematische Auseinandersetzung mit vorthoretischen Gewißheiten über soziale Realität. Das heißt aber auch, daß sich die positionsspezifischen Imperative und Bewältigungsstrategien quasi in die Identität der Positionsinhaber „einschreiben“ (und damit zu stabilisierenden Modi des Alltagsbewußtseins werden). Diese Kommunikation zwischen sozialer und persönlicher Identität erschwert nicht nur die Rollenübernahme, sondern auch die Balance von Zugehörigkeit, Tätigkeit und Persönlichkeit - und das dauerhaft. Die Position eines Psychoanalytikers wie auch eines Soziologen ist daher in jeweils verschiedener Hinsicht eine Belastung, die nicht neutralisiert werden kann (oder besser: wenn dies geschieht, dann auf Kosten der Kompetenz), sondern erhalten bleibt. Dadurch werden grenzüberschreitende Kontakte doppelt bedrohlich. - Der Versuch, die Grenzen der eigenen Kompetenz nicht einfach nur durch Expansion des eigenen Paradigmas, sondern durch riskante Kontaktaufnahme mit einem potentiell konkurrierenden zu erweitern, läuft daher auf die Zumutung hinaus, zwei labile und in gewisser Weise inkompatible Positionen zugleich zu haben, gegeneinander zu vertreten und trotzdem miteinander zu vermitteln. Zu dem überall auftretenden Problem interdisziplinärer Diskurse - daß es schwierig bis unmöglich ist, in zwei ausgewachsenen Disziplinen Experte zu sein - treten hier die Balanceprobleme, die aus dem Kontakt zwischen unterschiedlichen (und unterschiedlich labilen) selbstreflexiven Positionen resultieren.

Zu den strukturellen Konflikten kommen die empirischen. Die Verstricktheit in ihre Umwelt erschwert beiden Seiten den Kontakt, weil sie (auch in dieser Hinsicht) nicht synchronisiert sind, also in verschiedene Ereignisse hineingezogen (bzw. sie verarbeiten) müssen. Während die Psychoanalyse zum Spielball kulturpolitischer Auseinandersetzungen wurde,

geriet die Soziologie in den Sog der Studentenrevolte und ihren Folgen; wo die Soziologie an ihrer gesellschaftlichen Marginalisierung leidet, setzt der Psychoanalyse der Streit um Kassenfinanzierung zu; während die Soziologie um ein „postmodernes“ Selbstverständnis ringt, muß sich die Psychoanalyse mit dem „Psychoboom“ und dem Vordringen therapeutischer Kulte auseinandersetzen. Auch dies erschwert eine gemeinsame Focussierung von Themen.

Bedeutsam sind dabei auch Institutionalisierungsdifferenzen. Die Psychoanalyse hat sich vor allem als klinische Institution entwickelt, d.h. sie orientiert sich an entsprechenden Funktionen und Erfordernissen. Alle anderen möglichen produktiven Leistungen sind dagegen eher randständig. Das bedeutet z.B.: Forschung wird, weil bzw. wo es an entsprechenden Einrichtungen und auch an „Planstellen“ fehlt, als quasi „nebenamtliche“ Tätigkeit von hauptberuflichen Therapeuten betrieben. Das begrenzt ihre Reichweite und färbt ab auf die Anschlußfähigkeit. Entsprechend ausgeprägt sind daher die damit einhergehenden „Isolationsschäden“ der Psychoanalyse: Vieles von dem, was sich um sie herum in den letzten Jahrzehnten abgespielt hat, konnte sie nicht oder nur begrenzt zur Kenntnis nehmen und mit dem eigenen Denken in Verbindung bringen. - Umgekehrt ist die Soziologie fast nur als akademische Disziplin institutionalisiert (und kennt - von empirischer Sozialforschung abgesehen - keine eigene Praxis). Damit tendiert sie zum Akademismus, hat zwar mehr Kapazitäten für externes Geschehen, aber operiert auf einem unverbindlichem, theoretisch bestimmten Niveau der Auseinandersetzung. Es liegt auf der Hand, daß mit diesen Differenzen unterschiedliche Zentrierungen und Loyalitäten verbunden sind.

Es sind also nicht nur methodische und theoretische Kontaktprobleme, die den Diskurs hemmen. Sie werden verstärkt oder überhaupt erst zum Problem, weil es strukturelle und empirische Institutionalisierungsprobleme gibt. Dies fördert einen Teufelskreis: Institutionell bedingte Berührungsängste führen zum (methodisch/theoretisch begründeten) Kontaktabbruch, der sowohl die Kontaktfähigkeit verarmen läßt als auch die Distanz verstärkt, was den Kontakt noch mehr erschwert, wodurch wiederum die Berührungsängste ... U.U. entsteht so eine Situation, in der die Seiten voneinander kaum mehr wissen, als das der Kontakt keinen Sinn macht, aber mangels Erfahrung und Kenntnis dies nicht begründen können (und daher Situationen vermeiden, in denen dies zum Thema werden kann).

Genau dies trifft für weite Bereiche zu: Innerhalb der Psychoanalyse herrscht weitgehend Unkenntnis über die Soziologie, die Psychoanalyse Kenntnisse von Soziologen beschränken sich auf äußerst vage Vorstellungen aus zweiter bis dritter Hand.

Ein System von wechselseitigen Abgrenzungen und Gegenidentifikationen hat stabilisierende Funktion und ist deshalb auch nicht beliebig aufzubrechen. Es ist daher auch nicht zu erwarten, daß sich die Probleme in absehbarer Zeit in Luft auflösen. Selbst unter optimalen Bedingungen bleibt die Vermittlung von konnotativen Theorien ein doppelt riskantes Vorhaben. Erst recht jedoch ist dies unter den angesprochenen erschwerten Bedingungen der Fall. Es steht daher zu vermuten, daß es das Schicksal der Analytischen Sozialpsychologie bleibt, immer wieder am Rand und zwischen den eingemauerten Wissenschaften aufzutauchen, um wieder unterzutauchen (oder auch untergetaucht zu werden...). In jedem Fall ist es sinnvoll, eine Verbesserung der Bedingungen anzustreben, um damit (um Marcuses Unterscheidung zu variieren) die unvermeidlichen von den zusätzlichen Belastungen zu befreien.

Naturgemäß gibt es dafür keine Rezepte. Sicher wäre es jedoch hilfreich, wenn die thematische Arbeit sich (auch) darauf konzentrieren könnte, das Verhältnis von Soziologie und Psychoanalyse auf eine „normalwissenschaftliche“ Basis zu stellen. Damit ist gemeint, daß die bisherigen Kontakte weitgehend unter spezifischen Fragestellungen und/oder Perspektiven abliefen. Was bisher noch fehlt, ist eine Art „Allgemeiner Sozialpsychologie“, in der das Themenspektrum des Zusammenspiels von sozialen und unbewußten Prozessen in der alltäglichen Realität, im permanenten Vermittlungsprozeß untersucht wird: in Normalinteraktionen und ihren Standardvariationen, in typischen Gruppen und Organisationen, auf abstrakteren Ebenen der sozialen Realität. Das könnte beispielsweise heißen, daß die (vielen) mikrosoziologischen Ansätze (von der Phänomenologie über den Interaktionismus bis zu Systemtheorie und Konstruktivismus) mit ihren Blickweisen in Verbindung gebracht würden mit den (vielen) Angeboten der Psychoanalyse für die Interpretation von Handlungen. - Ein solches Durchbuchstabieren hätte den Vorteil, daß (im Idealfall) eine Matrix von Konzeptualisierungen und Vorstellungen entstünde, auf die für bestimmte Fragestellungen zugegriffen werden könnte und die für spezifische Problemkonfigurationen als Referenz verfügbar wäre.

Unabdingbare Voraussetzung dafür wäre jedoch ein wesentlich höheres Maß an Informiertheit. Solange es beim heutigen Stand der wechselseitigen (Un)Informiertheit bleibt, scheitert das Projekt einer Analytischen Sozialpsychologie schlicht an fehlenden Kenntnissen. Vorrangig ist daher eine Informationspolitik, die dafür sorgt, daß die themenfremden Fragestellungen und Perspektiven kennengelernt und verstanden werden - nach allem,



was angedeutet wurde, kein leichtes Unterfangen, an dem jedoch kein Weg vorbeiführt. Und der Weg zu einem höherem Grad an Informiertheit und intensiverem Austausch führt nur über dichtere Kontakte, die ihrerseits stabile und differenzierte institutionelle Bedingungen voraussetzen. Nötig wäre daher vor allem eine Institutionalisierungspolitik - idealiter der Aufbau von Einrichtungen, die dezidiert dem Projekt der Vermittlung gewidmet sind und in der jene erforderliche Doppelqualifikation erzeugt, geübt entwickelt und anschlussfähig angeboten wird.

Solche Forderungen sind gegenwärtig aus strukturellen wie aktuellen Gründen reine Utopie. Aber: „Damit das Mögliche wirklich wird, muß immer wieder das Unmögliche versucht werden" (Hesse).

O.Univ.Prof.Dr. Johann August Schüle
Institut für Allgemeine Soziologie
Wirtschaftsuniversität Wien
Augasse 2-6
A-1090 Wien